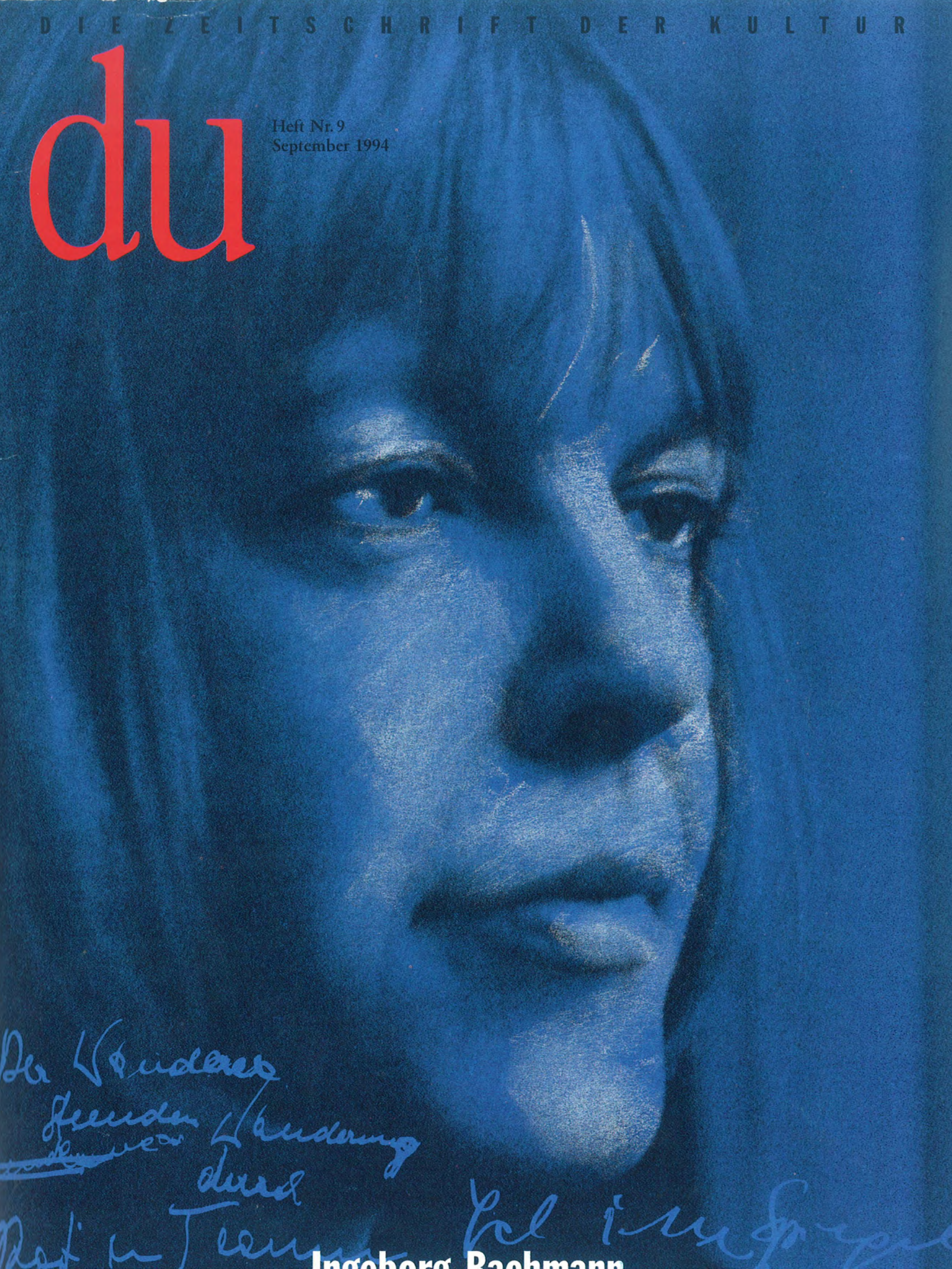


# du

Heft Nr. 9  
September 1994



*Der Vandalen  
gegenüber  
Länderung  
durch*

*Das in Teuer  
Ingeborg Bachmann  
bei in Sprache*

# Chronik von Leben und Werk

VON CORINA CADUFF



1926

«Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. Und das Haus, in dem seit Generationen meine Vorfahren wohnten – Österreicher und Windische –, trägt noch heute einen fremd klingenden Namen. So ist nahe der Grenze noch einmal die Grenze: die Grenze der Sprache.» – Diese Zeilen stehen am Anfang von Ingeborg Bachmanns knapp zweiseitiger Skizze «Biographisches»



1938–1944

Im Berchtesgadener Abkommen vom Februar 1938 vereinbart der österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg Amnestie für verurteilte österreichische Nazis. Unter dem Druck Hitlers nimmt er den nationalsozialistischen Politiker Arthur Seyss-Inquart als Innenminister in seine Regierung auf. Am 10. März setzt Schuschnigg eine Volksabstimmung für den 13. März zugunsten der österreichischen Selbständigkeit an. Am 11. März tritt er zurück. Am 12. März marschieren Hitlers Truppen in Österreich ein. Am 13. März unterzeichnet sein Nachfolger Seyss-Inquart den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich. Am 5. April spricht Hitler auf seiner Propagandatour in Klagenfurt vom Balkon des Hotels Sandwirt. Währenddessen liegt die 12jährige Ingeborg Bachmann mit Diphtherie im Krankenhaus – ein Sinnbild für die Erkrankung an der Zeit: «Es hat einen bestimmten Moment gegeben, der hat meine Kindheit zertrümmert. Der Einmarsch von Hitlers Truppen in Klagenfurt. Es war etwas so Entsetzliches, dass mit diesem Tag meine Erinnerung anfängt: durch einen zu frühen Schmerz, wie ich ihn in dieser Stärke vielleicht spä-

(1952), und die Autorin betont darin die eigene Grenz-Herkunft mit allem Nachdruck: Das Wort «Grenze» fällt in dem kurzen Text siebenmal, wobei es nationale, kulturelle und sprachliche Grenzlinien markiert. Derart akzentuiert definiert die 26jährige Bachmann die Grenze ihrer allerersten, geographischen Heimat – die Rede vom Aufenthalt an der Grenze durchzieht ihr ganzes Leben und Werk als Zeichen von Entortungen. Ingeborg Bachmann wird am 25. Juni 1926 in Kärntens Hauptstadt Klagenfurt geboren, als erstes Kind von Olga und Mathias Bachmann. Olga Bachmann-Haas ist slawischer Abstammung, das Wissen um die Familiengeschichte väterlicherseits (ursprünglich protestantische Zuwanderer, die während der Bauernkriege aus Bayern kar-

men) ergibt sich bei späteren Recherchen zum Ariernachweis. 1928 kommt die Schwester Isolde zur Welt, 1939 der Bruder Heinz. Bereits die früheste Kindheit der Autorin ist geprägt von einer explosiven politischen Lage: gewalttätige Partei-zusammenstöße und blutige Strassenschlachten, die Organisation faschistischer Gruppierungen und die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise – Phänomene, die sich auch im Alltagsleben der Lehrersfamilie bemerkbar machen und die Ingeborg Bachmann in ihrer Erzählung «Jugend in einer österreichischen Stadt» (1956/57) aufnimmt. So wächst I.B. in einer kleinbürgerlichen und politisch beklemmenden Atmosphäre auf. Zugleich jedoch spricht sie in ihrer Notiz «Biographisches» auch von der «Heimat, die ein Stück

wenig realisiertes Österreich ist, eine Welt, in der viele Sprachen gesprochen werden und viele Grenzen verlaufen». Hier wird der biographische Ort umgeschrieben zu einem symbolischen Ort, der das Nebeneinander von Sprachen und Kulturen meint, nicht *Begrenzung*, sondern *Entgrenzung*, Übergänge und Vielfalt. Allerdings ist in dieser Notiz von Kärnten die Rede. Wo der Name «Klagenfurt» in der Literatur Ingeborg Bachmanns fällt, da ist dieser Ort gekennzeichnet durch provinzielle Enge. Das Grenzland Kärnten dagegen wird zum positiven Bild für Interkulturelles.

I. B. als kleines Kind. Foto Privatbesitz Isolde Moser

Österreich nach dem Anschluss. Foto RDZ



Mathias und Olga Bachmann mit den Töchtern Ingeborg und Isolde (links), 1933. Foto Piper

ter überhaupt nie mehr hatte (...) – das Aufkommen meiner ersten Todesangst» (1971). Am 10. April 1938 befürwortet das österreichische Volk mit 99,73 Prozent den Anschluss.

1938–1944 besucht Ingeborg Bachmann das Ursulinen-Gymnasium in Klagenfurt. Zu dieser Zeit entstehen erste Gedichte, das fünftaktige Versdrama «Carmen Rui-

dera» (1942) sowie die Erzählung «Das Honditschkreuz» (1944). In diesen Jugendwerken schlägt sich der Anschluss als Besetzungserfahrung nieder. In «Carmen Ruidera» (im Nachlass einsehbar) ist der Schauplatz das von Napoleons Truppen besetzte Zaragoza im Jahre 1808; die Titelheldin liegt im Konflikt zwischen Freiheitsdrang und ihrer Liebe zu einem französischen Besatzungssoffizier. Auch im «Honditschkreuz» geht es um den Kampf gegen die napoleonische Besatzungsmacht. Diesmal spielt er im deutsch-slowenischen Teil Kärntens, und der Protagonist Franz schwankt zwischen seiner geistlichen Berufung und politischem Widerstand. In beiden Werken wird der Konflikt der Hauptfiguren gemäss klassischer Dramaturgie durch deren Tod gelöst. So schlägt sich die Erfahrung der Truppenpräsenz in Klagenfurt – «ein ganzes Heer kam da in unser stilles, friedliches Kärnten» – in der frühen Bachmann-Literatur nieder in analoge Konstellationen von Besetzung und Befreiungswille. In ihren späteren Texten sind die Spuren des Nationalsozialismus in entstellter Form vorhanden und weniger leicht lesbar.



I. B. ca. 1934. Foto Privatbesitz Isolde Moser

Nach der Matura beginnt Ingeborg Bachmann ihr Philosophiestudium mit zunächst je einem Semester in Innsbruck und Graz. Im Herbst 1946 zieht sie für sechs Jahre nach Wien. Sie sucht den Kontakt zu Literaten und stellt sich dem einflussreichen Feuilletonisten Hans Weigel vor, der Tag für Tag im Café Raimund beim Volkstheater junge Künstler und Schriftsteller um sich versammelt. Weigel wird zu ihrem ersten Förderer, und so erscheinen bereits während der Studienjahre die ersten Bachmann-Publikationen. Den Auftakt macht die Erzählung «Die Fähre», welche am 31. Juli 1946 in der «Kärntner Illustrierten» veröffentlicht wird. Andere Erzählungen und Gedichte folgen in verschiedenen Wiener Zeitungen und Zeitschriften.

Zu ihren Lebzeiten nicht gedruckt werden die «Briefe an Felician», die von Mai 1945 bis Mai 1946 datiert sind: Briefe der Liebe, die sich in hymnischer Prosa an den «herzliebsten Mann» richten, vor dem das Brief-Ich knien möchte, auf «dass mir von Deinem lieben Munde die Freude käme». Inwieweit sich diese Briefe an einen realen Geliebten der Autorin richten, bleibt dahingestellt; jedenfalls sucht Bachmanns Schwester Isolde deren Fiktionsgehalt zu bekräftigen, wenn sie in der Erstausgabe von 1991 schreibt, die Briefe – «nicht unterzeichnet, nie abgeschickt» – richteten sich «an ein imaginäres Du».

Ihren ersten Roman «Stadt ohne Namen», an dem Ingeborg Bachmann zwischen 1947 und 1952 arbeitet, kann sie zu der Zeit bei keinem Verlag unterbringen. Heute (im Nachlass) erhalten ist nur noch der Beginn dieses Romans; darin geht es um die Herrschaft von Behörden in einer anonym verwalteten Stadt. Die Affinität zu kafkaesken Aporien schlug sich in der Nachkriegszeit im Schreiben vieler Autoren nieder, etwa in Hermann Kasacks «Die Stadt hinter dem Strom» (1947) oder in Erzählungen von Ilse Aichinger.

Letztere lernt Ingeborg Bachmann Ende der vierziger Jahre in Wien kennen. Aichinger ist fünf Jahre älter als sie, studiert Medizin und veröffentlicht bereits 1948 ihren ersten und einzigen Roman «Die grössere Hoffnung». Für die noch unbekannte Bachmann wird die erfolgreiche Aichinger zum Leitbild. Die beiden befreunden sich und sind bis zu Bachmanns Abreise nach Italien im Jahre 1953 trotz

mancher rivalisierender Ambitionen enge Vertraute.

1950 promoviert Bachmann über «Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers». Darin diskutiert sie dessen kritische Rezeption, was sie später ironisch kommentiert als Vorhaben, nicht über, sondern gegen Heidegger zu dissertieren: «Ich habe damals gemeint (...), diesen Mann werde ich jetzt stürzen!» Aber sie habe ihn «natürlich nicht gestürzt».

Im Anschluss daran beschäftigt sie sich mit der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins, die massgebend wird für ihre eigene Spracharbeit und mit der sie sich auch in einem Wiener Kreis von Wittgenstein-Anhängern auseinandersetzt. – So findet Ingeborg Bachmann in Wien intensive geistige Anregungen.

Von literarisch und persönlich entscheidender Bedeutung aber ist die Begegnung mit Paul Celan. Der 1920 in Czernowitz (Bukowina) geborene Dichter verbringt zwei Jahre des Krieges in rumänischen Arbeitslagern, seine Eltern werden in ein Vernichtungslager deportiert. Ende 1947 reist er vom sowjetisch gewordenen Czernowitz nach Wien aus, wo ihn Bachmann als Einundzwanzigjährige kennenlernt. Zwischen den beiden beginnt eine Liebesgeschichte, deren intellektuelle Dimension für Bachmann weitaus tiefgreifender gewesen sein dürfte als etwa die Beziehung zu Max Frisch. Paul Celan hält sich bis Juli 1948 in Wien auf, danach lässt er sich in Paris nieder. Nach ihrer Promotion finanziert sich Bachmann mit den ersten nennenswerten Honoraren ihrer Veröffentlichungen eine Reise nach Paris, die

von der Forschung verschiedentlich als «Studienaufenthalt» betitelt wird. Sie verbringt rund zwei Monate in der französischen Hauptstadt und reist dann weiter nach London. Welchen Verlauf dabei die Geschichte mit Celan genommen hat, bleibt im dunkeln. Spuren davon finden sich in der späten Erzählung «Drei Wege zum See» (1972).

Während der nächsten zehn Jahre begegnen sie sich bei verschiedenen Anlässen in Zürich, Paris und Deutschland. Der Briefwechsel der Autorin ist weit über die Jahrtausendgrenze hinaus gesperrt, und sowohl sie selbst als auch Celan haben in persönlichen Angelegenheiten ein Leben lang besondere Zurückhaltung gewahrt. Was Bachmann über den polnischen Autor Witold Gombrowicz sagt, den sie 1963 in Berlin kennenlernt, darf wohl in noch höherem Grade für Paul Celan gelten: «Wenn ein diskreter Mensch mit einem zusammentrifft, der es auch ist, dann ergibt das sehr viel Schweigen und hie und da Konversation.» So bleibt die private Sphäre der Bachmann-Celan-Begegnung Spekulationen überlassen.

Lesbar aber sind die Spuren der Liebe zwischen Bachmann und Celan in ihren literarischen Texten. Bis zuletzt sind in ihren Werken mannigfache intertextuelle Bezüge nachzuweisen. Dieses Gespräch in der Literatur manifestiert sich unter anderem in den Gedichten «Grosse Landschaft bei Wien» (Bachmann, 1953) und «Bahndämme, Wegränder, Ödplätze, Schutt» (Celan, 1959). Beide Gedichte beziehen sich auf die Wiener Begegnung von 1948; Bachmann beschwört in grossen poetischen Bildern den

Niedergang der Zeiten: «Dem Orkan voraus fliegt die Sonne nach Westen / zweitausend Jahre sind um, und uns wird nichts bleiben.» Celan antwortet darauf, indem er ihre Vokabeln häufig wörtlich wie-



Die Schwestern Isolde und Ingeborg. Foto Privatbesitz Isolde Moser

derholt, sie jedoch gleichzeitig aus ihrer Bildkraft und Trunkenheit herauslöst: Derart wird Bachmanns emphatischer Appell «öffnet die Steppen dort!» bei Celan zum nüchternen Hinweis auf das «Steppengras dort», ihre schrankenlose Frage «wo bleibt / dein ewiges Licht?» grenzt er ein in «Lichtgewinn, messbar». Die grosse Weite ihres Liebesbildes – «Durch Staub und Wolkenspreu / schleift den Mantel, der unsre Liebe deckte, das Riesenrad» – wird bei ihm zum sachlichen Tatbestand: «Das tote Ringelspiel, kling. Wir / drehten uns weiter.»

So gibt Celan nicht nur Antwort, sondern reflektiert gleichsam mit seinem Gedicht Bachmanns Lyrik, indem er ihrem erhabenen Tonfall eine nüchterne, bilderlose Sprache entgegensetzt (siehe dazu Werner Wögerbauer im Celan-Jahrbuch 1991). Und Bachmann ihrerseits nimmt dies wiederum auf, diesmal nicht in Form eines literarischen Textes, sondern in der zweiten Frankfurter Vorlesung «Über Gedichte» (1959/60). Am Schluss dieser Vorlesung kommt sie auf Celans neuen Lyrikband «Sprachgitter» (1959) zu sprechen, wobei sie «Bahndämme» ausdrücklich erwähnt: «Die Metaphern sind völlig verschwunden, die Worte haben jede Verkleidung, Verhüllung abgelegt, kein Wort fliegt mehr einem anderen zu, berauscht ein anderes. (...) Plötzlich, wegen der strengen Einschränkung, ist es wieder möglich, etwas zu sagen.» Damit unterstützt sie die Kritik Celans an ihrer eigenen Lyrik zu einer Zeit, zu der sie selbst bereits Abschied vom Gedichtschreiben genommen hat. So schreibt sich der Dialog zwischen Bachmann und Celan in ihren Texten fort, als ein Literatur-Liebes-Gespräch, wie es einzigartig sein dürfte.

Paul Celan und I. B. begegnen sich 1947 in Wien. Ihr Gespräch in der Literatur geht über Celans Tod hinaus. Foto Suhrkamp Verlag

I. B. ca. 1951. Foto Privatbesitz Isolde Moser



Unterlegt: «Ich bete vor Kerzen und Schrein...»: handschriftlicher Gedichtentwurf, ca. 1945. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Erben I. B.s



1951/52

Anfang 1951 kehrt Bachmann von London nach Wien zurück und arbeitet zunächst als Matrizenschreiberin im Sekretariat des amerikanischen Besatzungsbüros. Im Herbst 1951 wechselt sie zum Sender Rot-Weiss-Rot, bei dem sie eineinhalb Jahre lang bleibt, zunächst als Script-Writer, dann als Redakteurin. Im Februar 1952 sendet Rot-Weiss-Rot ihr erstes Hörspiel «Ein Geschäft mit Träumen». Bachmann bearbeitet für den Rundfunk unter anderem Thomas Wolfes Drama «Mannerhouse», und weiterhin erscheinen in der Wiener Presse verschiedene Gedichte und Erzählungen. Für die katholische Monatszeitschrift «Wort und Wahrheit» schreibt sie Rezensionen über Romane von Heinrich Böll, Thea Sternheim, Alfred Mombert und José Orabuena. Im September reist sie zum erstenmal nach Italien, zusammen mit ihrer Schwester Isolde.



Ein zentrales Ereignis des Jahres ist für sie ihre erstmalige Teilnahme an einer Tagung der Gruppe 47. Im April 1952 lernt sie bei Ilse Aichinger den Kopf der Gruppe 47 kennen, Hans Werner Richter. Bei dieser ersten Begegnung fällt sie Richter kaum auf: «Ich beachtete sie kaum, sie sass auf einem Sofa in Ilse Aichingers Wohnung in Wien und hörte uns zu. (...) Auf die Idee, dass sie Gedichte schrieb und vielleicht darauf wartete, ebenfalls zu der Tagung eingeladen zu werden, kam ich nicht. Erst einige Tage später wusste ich, und heute ist es mir voll bewusst, dass ihre ganze Energie auf diesen einen Punkt gerichtet war.» Kurz darauf liest



er ihre Gedichte, erkennt in ihr «vielleicht eine grosse Begegnung» und lädt sie zur Mai-Tagung in Niendorf an der Ostsee ein. Sogleich macht ihn Bachmann aufmerksam auf einen Dichter in Paris, der «sei sehr arm, unbekannt wie sie selbst, schreibe aber sehr gute Gedichte, bessere als sie selbst». Also wird auch Paul Celan eingeladen. Er liest seine «Todesfuge», aber es bleibt ihm jede Anerkennung der in Niendorf versammelten westdeutschen Nachkriegsliteraten verwehrt. Ingeborg Bachmann hingenerntet in Niendorf grosses Lob. Sie liest verschiedene Gedichte. Nach eigenen Worten ist sie «vor Aufregung am Erstickenden», sie flüstert, übermässig erregt, wird immer leiser, bis ihre Stimme ganz versagt und jemand anders ihre Gedichte weiterliest. Man bringt sie auf ihr Zimmer, wo sie in Ohnmacht fällt. – Ein nervös-ambitioniertes Debüt, das ihr gute Kritik einbringt sowie die Möglichkeit, verschiedene Gedichte im Nordwestdeutschen Rundfunk zu lesen. Preisträgerin der Tagung wird Ilse Aichinger mit ihrer

«Spiegelgeschichte». Bachmann, die zu diesem Anlass erstmals nach Deutschland kommt, genießt das «Jungsein, Lachen, Gelöstsein» an dieser Tagung und schreibt entsprechend unbekümmert: «Nie war ein Land exotischer als dieses Deutschland, und nie waren Leute wunderlicher als diese Gruppe 47.» Als man sie 1964 nach dem literaturpolitischen Einfluss der Gruppe 47 befragt, tönt es ganz anders. In den fünfziger Jahren ist Bachmann an jeder Tagung der Gruppe 47 dabei. Bereits 1953 erhält sie selbst den Preis der Gruppe, unter anderem für ihr Gedicht «Grosse Landschaft bei Wien». Die Gruppe ist für sie wichtig als Ort des menschlichen Austauschs, dessen Reiz allerdings mit den Jahren abnimmt. 1961 liest Bachmann zum letztenmal an der Tagung in Lüneburg.

1952. Tagung der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee. Vorne links: Isolde Kolbenhoff, Maria Friedrich, Heinz Friedrich. 2. Reihe Mitte: I. B. neben Ilse Aichinger. Foto Hans Müller/Piper



1953. Auf die Einladung von Hans Werner Henze reist I. B. nach Ischia (im Bild: Forio). Es wird ihr erster grosser Italienaufenthalt (bis 1957). Foto Bettina, U. Bär Verlag

1953–1955

Im Frühjahr 1953 erhält Ingeborg Bachmann einen Hörspielauftrag des NDR, worauf sie ihre Arbeit beim Österreich-Sender Rot-Weiss-Rot kündigt. Der deutsche Rundfunk hat in den fünfziger Jahren eine zentrale Funktion als Literaturvermittler, da sich das Verlagswesen nach dem Krieg nur zögerlich aufbaut. Zugleich ist er für die Autorinnen die lukrativste Veröffentlichungsmöglichkeit. Bachmann liest in diesem Jahrzehnt unzählige Gedichte am Radio, zudem fallen ihre drei Hörspiele «Ein Geschäft mit Träumen» (1952), «Die Zikaden» (1955) und «Der gute Gott von Manhattan» (1957) in diese Blütezeit des literarischen Rundfunks (vgl. «du» 6/1994). «Die Zikaden» – jenes Hörspiel über Insel-Flüchtlinge, das die mediterrane Lebenswelt im anbrechenden Touristenzeitalter mit der Vergangenheitsverdrängung koppelt – schreibt sie auf Ischia, wo ihr erster grosser Italienaufenthalt (1953–1957) und mithin ihre Existenz als freie Schriftstellerin ihren Anfang nehmen. Dorthin eingeladen hat sie der Komponist Hans

Werner Henze, den sie in Niendorf kennengelernt hatte. In Forio d'Ischia beginnt zwischen Henze und Bachmann eine mehrjährige Wohn- und Arbeitsgemeinschaft, die sich in Neapel fortsetzt. Anfang 1954 zieht Bachmann nach Rom – aus dem ursprünglich für zwei Monate geplanten Hauptstadtdesbesuch wird vorerst ein Dreijahresquartier, während dessen sie sich abwechselnd in Rom, Ischia und Neapel aufhält. Die Zusammenarbeit zwischen ihr und Henze

bringt über eineinhalb Jahrzehnte hinweg verschiedene Gemeinschaftsproduktionen hervor. So schreibt sie Libretti für seine Opern «Der Prinz von Homburg» und «Der junge Lord», während er verschiedene Gedichte von ihr vertont und die Musik zu den «Zikaden» komponiert. Musik spielt für Ingeborg Bachmann eine immense Rolle. Thema ist sie beispielsweise in der kurzen Erzählung «Auch ich habe in Arkadien gelebt» (1952), im Orpheus-Gedicht «Dunkles zu sagen»



(1952) oder in der Schönberg-Beethoven-Debatte in «Malina» (1971). In ihrem Essay «Musik und Dichtung» (1959) bringt Bachmann auf den Punkt, was Musik und Literatur gemeinsam haben: «Es ist Zeit, sie [die Stimme] nicht mehr als Mittel zu begreifen, sondern als den Platzhalter für den Zeitpunkt, an dem Dichtung und Musik den Augenblick der Wahrheit miteinander haben.» Bachmann setzt sich in ihrem eigenen Werk kontinuierlich mit Musik auseinander, nicht indem sie eine «musikalische Sprache» spricht, sondern indem sie über Musik spricht oder indem sie das polyphone Prinzip der Musik in Sprache überführt und die Figuren aufspaltet, zum Beispiel in dem vielstimmigen Text «Malina». Oder sie verwendet in ihren Texten Musikbegriffe wie in ihrem Gedichtzyklus «Lieder von einer Insel», der 1953/54 auf Ischia entsteht und zu dem Henze 1964 seine «Chorfantasie» komponiert. So hält die gegenseitige künstlerische Anregung zwischen Hans Werner Henze und Ingeborg Bachmann über Jahre hinweg an.

1963. Begegnung mit Hans Magnus Enzensberger. 1965 wird I. B. mit ihm in den Vorstand der Europäischen Schriftsteller-Gesellschaft gewählt. Foto RDB

Der Komponist Hans Werner Henze. I. B. schrieb die Libretti zu seinen Opern «Der Prinz von Homburg» und «Der junge Lord». Foto RDB

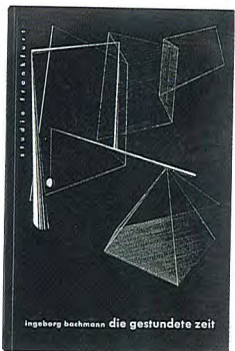
1952. I. B. mit Paul Celan in Niendorf. Während ihre Lesung grosses Lob einbringt, hält man Celan, der die «Todesfuge» liest, für verstört. Foto Hans Müller/Piper



Während ihrer Rom-Zeit hält sich die Autorin mit Rundfunkessays und politischen Artikeln für die «Westdeutsche Allgemeine» und für Radio Bremen über Wasser, die unter dem Pseudonym Ruth



Keller veröffentlicht werden. Denn Bachmann ist «immer arm, oder fast immer. Auch noch, als sie schon sehr bekannt ist, in den fünfziger Jahren» (Hans Werner Richter). Im Mai 1953 erhält sie in Mainz den Preis der Gruppe 47, im Dezember erscheint ihr erster Gedichtband «Die gestundete Zeit» im Piper-Verlag, im Mai 1954 folgt eine Fördergabe des Bundesverbandes der Deutschen



Industrie – Bachmanns Publizität nimmt sprunghaft zu. Massgeblich trägt dazu die «Spiegel»-Titelstory vom August 1954 bei: Diese Story vermischt Person und Werk und kreierte ein vieldeutiges,

flirrendes Bachmann-Image, womit sie den Grundstein legt für den Bachmann-Mythos, der sich bis heute in Anekdoten, Artikeln und Monographien fort schreibt. So wird die Sinnlichkeit der «Signorina» herausgehoben, gleichzeitig betont der Artikel ihren Intellekt, denn sie ist ja «philosophisch belastet».

Was ihre Lyrik betrifft, so spricht der «Spiegel»-Artikel von einem Anschluss sowohl an die internationale literarische Moderne als auch an die deutschsprachige klassische Tradition. Damit wird Bachmann gleichsam zum Symbol des Wiederaufbaus stilisiert. In diesen Jahren wird ihre Person in den Medien oft überhöht und in eine Position der göttlichen Lyrikdiva gerückt. Diese Mythologisierung offenbart ihre Kehrseite, als sich Bachmann von der Lyrik abwendet: Manche Kritiker werden ihren Wechsel zum Erzählgenre nie goutieren.

Teil des legendären Bachmann-Images, das zu dieser Zeit entsteht, sind auch unzählige Anekdoten über ihre Zerfahrenheit in praktischen Angelegenheiten. Im Sommer 1955 wird sie zu einem zweimonatigen, internationalen Seminar an der Harvard-Universität in Cambridge / Massachusetts einge-

laden, das vom späteren US-Außenminister Henry Kissinger geleitet wird; ihr zukünftiger Verleger Siegfried Unseld vom Suhrkamp Verlag hat ihr diese Reise vorgeschlagen, und also fährt sie per Schiff zum erstenmal in die USA. In New York kann sie nicht an Land gehen, weil sie ihren Pass vergessen hat. Erst als



Kissinger sich einschaltet, darf sie einreisen. Auf der anderen Seite gibt es auch Beispiele für ihr Organisationstalent. Als der vielgeliebte Bruder Heinz in den sechziger Jahren mit einer Gelbsucht aus Afrika zurückkehrt, nimmt sie die Angelegenheit in die Hand und erreicht – unter Einsatz ihrer Prominenz – sofort dessen Einweisung in eine Klinik für Spezialbehandlung. So ist anzunehmen, dass Bachmann die Legendenbildung über ihre

## DIE GESTUNDETE ZEIT

*Es kommen härtere Tage.  
Die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.*

*Bald mußt du den Schub schnüren  
und die Hunde zurückjagen in die  
Marschhöfe.*

*Denn die Eingeweide der Fische  
sind kalt geworden im Wind.  
Ärmlich brennt das Licht der  
Lupinen.*

*Dein Blick spürt im Nebel:  
die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.*

*Drüben versinkt dir die Geliebte im  
Sand,*

*er steigt um ihr wehendes Haar,  
er fällt ihr ins Wort,  
er befiehlt ihr zu schweigen,  
er findet sie sterblich  
und willig dem Abschied  
nach jeder Umarmung.*

*Sieh dich nicht um.*

*Schnür deinen Schub.*

*Jag die Hunde zurück.*

*Wirf die Fische ins Meer.*

*Lösch die Lupinen!*

*Es kommen härtere Tage.*

Zerfahrenheit im Laufe der Jahre auch bekräftigt, indem sie sie am eigenen Leib re-inszeniert.

1955. Die Teilnehmer des von Henry Kissinger geleiteten Sommerseminars an der Harvard University, Cambridge / Massachusetts. In der ersten Reihe Kissinger (dritter v.l.) und I. B. (sechste v.l.). Foto Piper

Verleger Klaus Piper im Jahr 1981, I. B. s Werk ist zur Hauptsache bei Piper erschienen. Foto Christoph Valentin / Piper

«Spiegel»-Titelbild «Gedichte aus dem deutschen Ghetto» vom 18. August 1954 [«Spiegel» Nr. 34/54]. Foto «Der Spiegel»

© R. Piper Verlag & Co., München 1978

1953. Als Band 12 der von Alfred Andersch herausgegebenen Reihe «studio frankfurt» erscheint die Erstausgabe von I. B. s erstem Gedichtband: «Die gestundete Zeit»

1956

In diesem Jahr erscheint ihr zweiter und letzter Lyrikband «Anrufung des Grossen Bären» (Piper), für den sie den Literaturpreis der Freien Hansestadt Bremen erhält. Nach

1956 schreibt sie nur noch etwa zwanzig Gedichte, die sie teilweise einzeln publiziert. Jene späteren Gedichte bringen fast immer den Zweifel an der lyrischen Sprache zum Ausdruck: «Es helmt nicht nach. / Das Wort / wird doch nur / andre Worte

nach sich ziehn, / Satz den Satz» («Ihr Worte», 1961). Der Zweifel an lyrischen Wort, dessen Unzulänglichkeit für das, was zur Darstellung gebracht werden will, lässt die Lyrikerin Ingeborg Bachmann verstummen. Mit ihrer Abwendung von der Lyrik wendet sich Bachmann genau gegen jene Kritiker, die in ihren Gedichten die Rück-

kehr der «Höhenzüge deutscher Lyrik» feiern. In den Frankfurter Vorlesungen polemisiert sie gegen diese Haltung: «Hauptsache, dass die schönen Worte da sind, das Poetische, das ist gut, das gefällt uns, besonders die Pflaumenbäume und die kleine weisse Wolke.» Damit kritisiert sie jene verharmlosende Deutung ihrer Lyrik, die Ingeborg Bachmann bruchlos an die Vorkriegslyrik anzuschliessen versucht. Denn ihre lyrische Arbeit am Gedächtnis des Nazismus wird in der Bachmann-Rezeption der fünfziger Jahre weitgehend ignoriert. Statt dessen sieht man in ihren Gedichten ein «mythisch-zeitloses Weltgefühl», und die Autorin wird zum «Phönix einer neuen Schönheit» erhoben. So werden neue, zeitlose Schönheitsformeln kreiert, die die Bachmann-Lyrik entpolitisieren.

Doch deren Gedichte sind durchzogen von Todesbildern der Kriegsjahre: «Unsere

Gottheit / die Geschichte, hat uns ein Grab bestellt, / aus dem es keine Auferstehung gibt» («Botschaft», 1953). Und am Schluss des zweiten Lyrikbandes stehen die «Lieder auf der Flucht»: «Die Liebe hat einen Triumph und der Tod hat einen, / die Zeit und die Zeit danach. / Wir haben keinen.» Der Blick auf derartige Shoah-Szenen aber bleibt verstellt, lieber feiert man ihre «Stimme der Jugend» und ihre «sibyllinische Sprache», die auf «modische lyrische Mätzchen» verzichtet, man preist ihr Schaffen aus «einem echt lyrisch-vegetativen Intellekt» und sichert ihr «unbezweifelbare Erblegitimität» auf den «edlen Landsitz Goethes und die hohe Burg der Romantik». – Typisch für die Rezeptionshaltung einer Kritik, die sich nach 1956 um ihre Lyrikerindiva betrogen sieht und die der Autorin die Abkehr von der Lyrik noch Jahre später vorwirft, kann das Statement von Marcel Reich-Ranicki

gelten: «Die Erzählerin Ingeborg Bachmann ist und bleibt (...) eine gefallene Lyrikerin» (1972).

Aber gerade in der Prosa sucht Bachmann nach 1956 nach

I. B. s Pass mit Wohnsitz Gottfried-Keller-Gasse in Wien. Foto Privatbesitz Isolde Moser



einer Sprache, die «aus dem Hier-und-Jetzt-Exil zurückwirken» kann; denn im Gedicht sieht sie sich blockiert, sie zweifelt an der Wirksamkeit des lyrischen Ausdrucks. Dies formuliert sie nüchtern in «Keine Delikatessen» (1963), einem der späteren Gedichte: «Nichts mehr gefällt mir. / Soll ich / eine Metapher ausstaffieren / mit einer

1956. «Anrufung des Grossen Bären», I. B. s zweiter Gedichtband. Ihre späteren Gedichte, einzeln publiziert, drücken Zweifel an der lyrischen Sprache aus